

# Die schwarze Katze

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 19

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747905>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Die schwarze Kaze.



Es war ein Julitag, so erdrückend heiß, so ungesund aufreizend und doch erschlaffend, wie dies nur in der Großstadt möglich ist. Der Asphalt, weich von der sengenden Hitze, brannte fast durch die Schuhsohlen, der Staub, fein wie Mehl und durchsetzt mit Millionen unsichtbarer Schadentierchen, drang durch die dünnen Kleiderstoffe der Frauen und prickelte auf ihrer Haut. Er überzog alles Erreichbare mit einer häßlichen grauen Kruste, er, der von den Hufen der Tiere, den Füßen der Menschen aufgewirbelt wurde, den die Stadtbahnen herabstäubten, den der Wind weitertrug, der die faulende Luft der Straßen anfüllte und mit ihr in die atmenden Lungen drang als unausweichlich zerstörender Feind.

Mit verdrossenen Gesichtern schleppten sich die Menschen aneinander vorbei, unlustig zur Arbeit, unlustig auch zur Freude. Nur daß die Männer manchmal mit gierigen Blicken eine hübsche Frau musterten, deren Formen sich unter den fast durchsichtigen Kleiderstoffen deutlich abzeichneten.

Dr. Franz Norbert kam aus der Klinik nach Hause. Er war müde und abgespant und freute sich auf seine kühle Wohnung. Als er den schweren Flügel des Portales aufdrückte, fuhr aus der Portierloge zur Seite ein struppiger, kleiner Kopf: „Herr Doktor, oh Herr Doktor!“

Der Arzt blieb erstaunt stehen: „Na, Wilhelm, was ist denn los?“ Zwei ängstliche Augen, ein tropfendes Näschen in einem käfigen Gesicht und ein zum Weinen verzogener Mund. — Dr. Norbert erkannte seinen altklugen, verschmitzt frohen fünfjährigen Freund nicht mehr. Trotz seiner Müdigkeit trat er näher: „Also, was ist los?“

„Mutter liegt hinten und schreit so. Sie kann nicht aufstehen, sagt sie, und kein Mittagsbrod machen und ich soll aufpassen, wenn der Herr Doktor kommt —“

„Ach so!“ Dr. Norbert wußte Bescheid. Mit einem Seufzer verzichtete er auf die ersehnte Ruhe. „Ich komme gleich, Wilhelm. Sag Mutter, ich hole nur etwas für sie in meiner Wohnung und mach' mir hinten die Türe auf. Bin gleich wieder da!“

Eilfertig sprang er die Treppe hinauf. Während er seine Instrumente zusammensuchte, bat er seine Wirtschafterin, den beiden Kindern der Portiersfrau zu einem Mittagessen zu verhelfen.

„Schicken Sie die Bälger nur herauf, Herr Doktor. Es ist genug da, und verwöhnt sind die armen Würmer auch nicht,“ sagte die Frau.

„Denken Sie nur, was das werden soll? Der Hausherr will schon am ersten August einen neuen Portier einstellen. Die arme Frau kann einem dauern. Fünf Jahre lang hat sie alles bestens in Stand gehalten und nun ihr der Mann wegstirbt, wird sie Hals über Kopf mit ihren Kindern auf die Straße gesetzt. Was soll sie denn anfangen, wenn jetzt noch ein Drittes dazu kommt?“

Dr. Norbert hielt sich nicht mehr mit der Lösung dieser Frage auf. Es war ihm einstweilen wichtiger, dieses „Dritte“ unter seine Obhut zu nehmen, damit es, ohne seiner Mutter Schaden zuzufügen, auf eine Welt gelangte, in der es wohl nicht allzuvielen Freuden erwarten konnte.

Die Kinder, Wilhelm und der dreijährige Karl, schnurrten auf seine Verheißung hin wie zwei losgelassene Kreisel an ihm vorüber und strebten, so rasch es ihre rachitisch krummen Beine erlaubten, zu dem unverhofften und üppigen Mittagbrod.

\* \* \*

Dr. Norbert hatte keine leichte Arbeit. Stunden vergingen, ehe ein quiekender Schrei verkündete, daß wieder eine kleine Seele den Weg aus dem Nichts gefunden hatte zu dem zweifelhaften Lichte eines Erden-daseins. Die Hebamme, die auf Dr. Norberts telephonischen Anruf gekommen war und ihm redlich beistand, schaute zufriedenen Blickes auf das Kind: „Kerngesund, trotz der schlechten Ernährung — das bleibt am Leben.“

Der Arzt, der sich eben über die Mutter beugte, fuhr erschrocken zurück. In den Augen der Wöchnerin war bei dem Lob der Hebamme etwas aufgezußt, etwas Gehässiges, Wütendes, Verzweifeltes — er wußte selbst nicht was, aber etwas erschreckend Grauenhaftes. Die Frau hatte sich heldenhaft benommen. — Kaum, daß bei der größten Qual ein wimmernder Laut über ihre blutleeren Lippen kam. Wie im Trotz gegen das Schicksal, das sie, die Witwe zu dieser Marter verdammt, hatte sie das schwere Frauenlos getragen und auch jetzt zeigte sich in ihren blassen Zügen nichts von erlöster Befreiung. Sie lag mit herbgeschlossenem Munde, wie in verbissenem Groll, in ihrem zerwühlten Bett. Sie sprach kein Wort.

Dr. Norbert wandte sich an die Hebamme, die das Neugeborene badete: „Ich gehe jetzt hinauf, Frau Willig. Wenn Sie hier fertig sind, sagen sie's meiner Wirtschafterin. Sie können dann auf eine Stunde fortgehen und eine Schwester bestellen. Ich sehe inzwischen einmal nach. Aber jedenfalls muß die Nacht gewacht werden. Adieu, Frau Willig.“

Ehe er die enge Wohnung verließ, schaute Norbert noch nach den Kindern. Sie saßen in der Portierloge auf dem Boden und sahen ver-

gnügt zu, wie eine große, aber sehr magere, schwarze Katze ihr Junges säugte.

„Nun, hat eure Miez auch Kinder?“ fragte Norbert freundlich.  
„Wie viele sind's denn?“

Wilhelm sah mit glänzenden Augen auf: „Es waren drei — aber jetzt ist's nur noch eines. Zwei hat sie umgebracht.“

„Das ist ja eine liebevolle Mama,“ lachte der Arzt.

„Mutter sagt, sie hat recht. Mehr wie eines kann sie nicht aufziehen, weil sie keine Milch hat. Da sagt Mutter, es ist nur vernünftig, wenn sie die anderen wegschafft.“ Der Knabe mit dem scharfen, altflugen Gesicht wiederholte die grausame Weisheit voll Wichtigkeit. „Später wären sie doch verhungert, da ist es besser, sie sterben, solange sie noch so klein sind, sagt Mutter, da tut's ihnen noch nicht weh. Hat Mutter recht, Herr Doktor?“

Norbert strich sanft über das strohdürre Haar des Kindes. Wie häßlich nüchtern das Leben der Armen war von Anbeginn an!

Man lehrte sie das Nützliche ohne Rücksicht auf das Gefühl, und man mußte es sie lehren, damit sie stark genug wurden um das zu ertragen, was sie alle erwartete — die Not.

„Mutter hat recht —“ sagte er gepreßt. „Aber sieh jetzt, wie schön die Miez das eine Junge pflegt.“ Es war ihm Bedürfnis, sie darauf aufmerksam zu machen, das allzu Harte zu mildern. Sie sollten doch nicht nur das Schrofne sehen, es mußte auch für sie etwas geben, das mild und veröhnend ihre Herzen berührte. Er bückte sich und streichelte den schönen Kopf der Katze. Sie schnurrte leise, aber sie unterbrach ihre zärtliche Beschäftigung des Leckens und Glättens ihres Jungen nicht. Das stemmte das dicke Bäuchlein gegen den Leib der Mutter und sog unter eifrigem Treten an den schwächtigen Zügen. Die Alte mochte wohl recht gehabt haben. Ihre Nahrung genügte höchstens für ein Kleines.

Auch die Katze der Armen war arm und die Armutsnot zwang sie, ihren ursprünglichen Instinkt zu verleugnen.

In trüber Stimmung suchte Dr. Norbert seine Wohnung auf. Er warf sich auf seine Ottomane und malte sich das mutmaßliche Schicksal des Kindes aus, das er dem Leben heute als Beute gewonnen hatte. Wie sollte die Frau den Unterhalt beschaffen für sich und drei Kinder? Sie war schwächlich und würde jetzt nach der schweren Geburt noch zarter sein. Die schlechte Ernährung zeigte ihre üblen Folgen schon bei den andern Kindern. Das Verdienst war ja zum größten Teil von dem langjährigen Leiden des Vaters aufgezehrt worden. Als er starb, ging der letzte ersparte Pfennig auf die Begräbniskosten. Man konnte ja der Frau ein wenig mit Geld helfen. Aber sie würde nur in der äußersten Not etwas nehmen, denn sie haßte die Reichen. Dr. Norbert erdachte

allerhand Pläne, die immer phantastischer wurden, je mehr die Müdigkeit ihn übermannte und die zu einer märchenhaft schönen Lösung führten, gerade in dem Augenblick, als er einschlief.

\* \* \*

Die Strahlen der Sonne fielen schon schräg in sein Zimmer, als er aus hartem Traum erwachte. Seine Wirtschaftlerin stand vor ihm und erklärte, er habe im Schlaf so laut gestöhnt, daß sie es nebenan gehört hätte und ihn gerade habe wecken wollen, als er erwacht sei.

„Ist jemand hier gewesen?“ fragte er noch schlafbefangen, während er sich die schweißbedeckte Stirne wischte.

„Nur Frau Willig. Sie sei fertig, sagte sie.“

„Wann war das?“

„Vor einer guten halben Stunde!“

„Donnerwetter!“ Dr. Norbert sprang auf die Füße. „Dann ist ja niemand unten. Ich muß sofort nachsehen.“

Er konnte sich zwar denken, daß Frau Willig vor ihrem Fortgang alles aufs Beste geordnet habe, und daß die Wöchnerin ruhig eine Stunde allein sein konnte. Aber ein sorgendes Pflichtbewußtsein trieb ihn trotzdem sofort zu seiner Patientin.

Wilhelm öffnete ihm auf sein leises Klopfen. „Mutter schläft,“ sagte er flüsternd, „das kleine Brüderchen auch. Wir durften es nur einmal ansehen, dann mußten wir gleich wieder hinaus. Mutter sagt, ich müsse auf die Tür aufpassen und Karl solle bei mir bleiben.“

Norbert schob den Knaben vor sich her und trat in die Wochenstube. Die Frau schlief wirklich einen festen gesunden Schlaf. Neben ihrem Bett auf zwei Stühlen stand der Korb mit dem Kleinen. Das schwere Deckbett der Frau, das sie trotz der Juliglut nicht hergeben wollte, lag zur Hälfte über die primitive Wiege. „Mein Gott, das Kind könnte ja ersticken,“ dachte der Doktor und schob vorsichtig das Bettstück zurück. Das matte Tageslicht fiel mit seinem letzten Schein voll auf den Korb und den Säugling. Unbeweglich lag das kleine Geschöpf, wie leblos. Dr. Norbert beugte sich über die Wiege. Aber nach dem ersten Blick zerrte er mit einem Schreckenslaut das kleine Bündel rücksichtslos heraus und tastete nach dem Herzen. Das Kind war tot —

In dem fahlen Dämmerlicht stand der Arzt mit dem Säugling auf dem Arm in lähmendem Entsetzen. Dort vor ihm lag die Mutter in ruhigem Schlaf, die Mutter, die ihr Kind getötet hatte. Denn darüber konnte es keinen Zweifel geben. Mit dem schweren Deckbett hatte die Frau das junge Leben erstickt.

Noch sah er ja den Blick, den gehässigen, wütenden, verzweifelten Blick bei dem Lobe der Hebamme.

In der kurzen Zeitspanne, in der sie allein war mit dem Geschöpf, das sich unter fürchterlicher Pein von ihrem Leibe gelöst hatte, vernichtete sie es mit ruhiger Überlegung. Und als habe sie eine gute Tat vollbracht, schloß sie gleich darauf fest und zufrieden ein.

Konnte die Natur so unnatürlich sein? Wie war diese Verirrung möglich, warum tat sie's?

„Später wären sie doch verhungert. Da ist es besser, sie tötet sie, solange sie noch so klein sind. Dann tut es ihnen noch nicht weh.“

Diese gräßlichen Worte, die das Kind von seiner Mutter gehört und nachgesprochen hatte, klangen wieder in Dr. Norberts Ohren.

Doch der Mensch darf nicht handeln wie ein Tier! Er hat eine höhere Verantwortung — er hat —

Aber wenn die Not, die gefräßige Not hinter dem Menschen steht und ihn foltert mit der wahnsinnigen Angst: woher nehme ich Brot? Wenn das Elend zu Gaste kommt und den Hunger mitbringt? Wenn die Krankheit ihren knöchernen Fuß auf die Schwelle setzt und die Verzweiflung grinsend zum Fenster hineinblickt? Wer denkt dann noch an die höheren Pflichten der Seele bei der zehrenden Qual des Leibes?

Das Tier tötet seine Jungen, die es nicht ernähren kann, aus Instinkt — dieses Weib hier tat es mit Bewußtsein. Die Mutter wollte in beiden Fällen das gleiche — eine Last von sich wälzen, die sie ja doch nie und nimmer tragen konnte, den Geschöpfen, die sie mit ihrem Blute gespeist und über die sie sich Herr fühlte, kraft ihrer natürlichen Zusammengehörigkeit, ein Los ersparen, das ihr schwerer schien als der Tod.

Nach ihrem Empfinden tat sie das Rechte.

Dr. Norbert dachte daran, was hier seine Pflicht war. Er mußte die Polizei rufen und ihr anzeigen, daß ein Verbrechen geschah. Dann schleppten sie das Weib ins Gefängnis, und sie wurde mit jahrelanger Freiheitsberaubung bestraft. Unterdessen nahm sich der Staat der Kinder an, deren Los rasch genug in der Anstalt, in die man sie steckte, bekannt sein würde, und die man dann für etwas quälte, woran sie keine Schuld trugen. Was aus solchen Kindern wird, weist die Verbrecherstatistik zur Genüge nach.

Wenn er aber seine Pflicht nicht tat? Wenn er statt dessen die Mutter im Auge behielt, sie als Scheuerfrau seiner Wirtschafterin zugeellte und dafür sorgte, daß sie genug verdiente, um an Wilhelm und Karl ihre Schuldigkeit zu tun? Er dachte an die schwarze Kaze, wie innig sie das Junge gepflegt, dem sie das Leben geschenkt hatte!

Und Dr. Norbert beschloß, seine Pflicht nicht zu tun. Er legte das tote Kind in den Korb zurück und strich mit einer mitleidig verzeihenden Bewegung über die Stirne der Schlafenden.

Gleich darauf kam die von der Hebamme geworbene Schwester. Er verständigte sie über die Pflege der Wöchnerin und sagte dann kurz: „Das Kind ist unterdessen gestorben. Ich werde einen Totenschein ausstellen.“

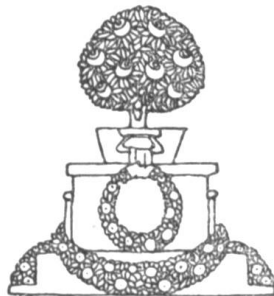
Die Schwester machte erstaunte Augen: „Ich dachte, es sei bei der Geburt ganz gesund gewesen —“

„Das wohl —“ Dr. Norbert zögerte einen Augenblick, dann sagte er mit fester Stimme: „Es war trotzdem nicht — lebensfähig.“

Die Schwester schüttelte in gewohnheitsmäßigem Bedauern den Kopf — wandte sich aber sogleich der Wöchnerin zu. Ihre Tätigkeit gehörte den Lebenden, mit den Toten hatte sie nichts zu schaffen.

Dr. Norbert schaute diesmal nicht mehr nach den Kindern. Er fürchtete, sie wieder vor dem Lager der schwarzen Kaze anzutreffen und ihre altklugen, grausamen Bemerkungen zu hören, die Lebensweisheit, die ihre Mutter sie lehrte. Er konnte nicht verdammen und nicht richten; er konnte sogar verzeihend begreifen und begreifend verzeihen.

Nur denken und fühlen wie sie, das konnte er nicht. Und darum wollte er auch fürs erste nichts mehr sehen von — der schwarzen Kaze.  
Irma Goeringer.



## Ehrliche Baukunst.

Von Architekt Rud. Zsiflet, Spiez.

**W**enn wir nicht imstande sein können, einen guten oder schönen oder neuen Baustil zu erzwingen, so können wir doch versuchen, ehrliche Baukunst zu pflegen; die Dürftigkeit der Armut kann verziehen, strenge Nützlichkeit geachtet werden; was anders als Verachtung kann die Niedrigkeit der Täuschung treffen?

Diese Worte auf unsere gegenwärtige Architektur angewendet, weisen uns den Weg zu einer ehrlichen modernen Baukunst.

Bis vor kurzem wurde von einem Bauwerk, sei es nun Wohnhaus